

Offline-Welten sind längst online

Eine soziologische Intervention

Athanasios Karafillidis

Seitdem die Gesellschaft ihre Reproduktion von technisch erzeugter Energie und von elektronischen Verbreitungsmedien abhängig gemacht hat, nimmt die Relevanz der Differenz zwischen online und offline nicht zu, sondern ab. Beide Worte sind in dieser Form erst seit Kurzem Teil unseres Vokabulars, aber als sie erfunden wurden und als Form einer Unterscheidung ihre jetzige Bedeutung erlangt hatten, war es schon längst zu spät für sie, das benennen zu können, was aktuell passierte. Obwohl das Internet diese Differenz also hervorgebracht hat, ist sie ungeeignet, um die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände zu beschreiben, die durch das Internet mitbestimmt sind.

Es wäre allerdings vorschnell und auch empirisch falsch, die Unterscheidung für überholt zu halten. Dafür spielen unter anderem regionale und ökonomische Unterschiede eine zu gewichtige Rolle. Zudem finden sich durchaus Bereiche, in denen diese Unterscheidung noch regelmäßig strukturell bedeutsam wird. In der Kulturkritik (inklusive ihrer Unterkategorie der Technologiekritik) wird diese Unterscheidung zu einer Frage des persönlichen und gesellschaftlichen Glücks beziehungsweise Unglücks. Um Stress, Burnout oder unkontrollierte Beschleunigung zu vermeiden, braucht es entweder eine Balance zwischen den beiden Seiten oder die Flucht in die anthropologisch für grundlegend erachtete und deshalb als realer geltende Offline-Welt. Im Marketing geht es um die Abstimmung der beiden Seiten, und zwar derart, dass die Sichtbarkeit von Unternehmen, Produkten und Marken auf Märkten maximiert werden kann. Und im Journalismus existiert geradezu ein Graben zwischen Online- und Printredakteuren, obwohl interessanterweise beide laufend online sind und nur so arbeiten können.

Über diese Kontextdifferenzen hinaus fehlt es aber an Klarheit in Bezug darauf, was die Unterscheidung online/offline mit uns macht – was sie uns sehen lässt und was nicht. Es mangelt mit anderen Worten an einem Verständnis dafür, was diese in Zeiten des Internets entstandene Unterscheidung daran hindert, diese Zeit und das Internet als gesellschaftliches Phänomen selbst angemessen zu beschreiben.

Der Offline-Verdacht

Im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte hat sich die Bedeutung der Differenz zwischen online und offline merklich verschoben. Offline zu sein, ist inzwischen entweder ein Zustand, der einem ungewollt passiert – ein ärgerlicher technischer *breakdown* – oder ein Zustand, der gewollt werden muss, und zwar trotzdem. Die Motive für Letzteres können sehr unterschiedlich sein. Doch wer heute dauerhaft offline zu sein versucht, macht sich nicht nur bei Nachrichtendiensten verdächtig.

Der Offline-Verdacht ist ein wichtiger Indikator für diese Bedeutungsverschiebung, die sich ferner durch eine Abnahme der Trennschärfe der beiden Seiten äußert. Spätestens seitdem es irritiert, wenn jemand die Frage stellt, wie oft man denn am Tag ins Internet gehe, ist davon auszugehen, dass es sich bei dieser Unterscheidung nicht um einen episodischen Unterschied handelt, der es ermöglicht, aufeinanderfolgende Zustände eindeutig in online oder offline zu trennen. Schon eine kurze Reflexion der eigenen Alltagspraktiken macht es zu einer irgendwie sinnlosen, weil nicht klar zu beantwortenden Frage. Sie wird deshalb kaum noch gestellt.

Eine Umkehrung

Das Verhältnis online/offline hat sich gleichsam umgedreht. In den neunziger Jahren bedurfte es noch einer Absicht, ins Netz gehen zu wollen (»Ich bin drin!«). Mittlerweile brauchen wir eine Absicht, offline zu sein (»Ich bin dann mal weg!«). Im Normalfall (das meint hier vor allem diejenigen, die es sich leisten können, über diese Differenz zu reden, zu schreiben und zu lesen) ist keine bewusst getroffene Entscheidung mehr erforderlich, um ins Netz zu gehen. Wir sind ja nicht nur dann online, wenn wir gerade etwas googeln oder Wikipedia aufrufen, unsere Timelines checken oder eine E-Mail verschicken, sodass Beobachter sich gleichsam notieren könnten, wann wir online handeln und wann offline. Es gibt auch längst keine subjektive Kontrolle mehr darüber, wann jeweils was der Fall ist.

Entkopplung vom Netz wird hingegen häufig als bewusste Entscheidung beobachtet. Das ist schon bei temporären, kurzen Entkopplungen der Fall, was sich insbesondere an den oftmals überzogenen Erwartungen an die Reaktionsgeschwindigkeit auf E-Mails ablesen lässt. Jedoch sind vor allem die Risiken einer dauerhaften Entkopplung vom Netz nicht zu unterschätzen. In den wohlhabenden Staaten und vermutlich allen urbanen Regionen dieser Erde ist ein dauerhaftes Offline-Sein kaum noch möglich und erst recht keine Option mehr. Ausnahmen mag es geben, aber deswegen sind es eben Ausnahmen. Offline zu sein, kann man wollen und wünschen. Es bedeutet allerdings auch mehr, als nur auf das Öffnen von Internet-Browsern zu verzichten. Es bedeutet, auf jegliche Telefonie, auf Kartenzahlung oder auf Zugverkehr zu verzichten, ebenso wie auf die Dienste des öffentlichen Personennahverkehrs, der in immer mehr Städten die Positionen seiner Busse

und Straßenbahnen laufend per GPS über zentrale Rechner kontrolliert, steuert und signalisiert. Ohne hin mangelt es – außer bei Netz-Aficionados – generell an einer Einsicht darin, dass zahlreiche Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens bereits voll und ganz von der unmittelbaren Vernetzung von prozessorge- steuerten Recheneinheiten (mit und ohne Bildschirm) abhängig sind. Bevor das nicht vollkommen klar ist, hat es eigentlich keinen Sinn, darüber zu reden, was es mit der Unterscheidung von online/offline auf sich hat, denn es handelt sich hierbei nicht um die sich gegenseitig ausschließenden Zustände, für die sie oftmals noch immer gehalten werden.

Zwei Hindernisse

Es sind vor allem zwei Schwierigkeiten, die den Gebrauch dieser Unterscheidung begleiten. Sie sind die augenfälligsten Erkenntnishindernisse, weil sie schnell zu falschen Einschätzungen von Risiken und Gefahren oder von Problemen und Lösungen führen können – ganz gleich, ob es um Smartphones im Klassenraum oder um eine Totalüberwachung durch staatliche und quasi-monopolistische Agenturen geht. Das erste Hindernis ist die Vorstellung, dass sich online und offline gegenseitig ausschließen. Das lässt unberücksichtigt, dass es sich um eine Unterscheidung handelt, für die wie für alle Unterscheidungen gilt, dass jede Seite nur die Seite der jeweils anderen Seite sein kann. Offline ist nur die Bezeichnung für das Potenzial, online sein zu können. Und online erinnert nur daran, dass es offline Strukturen und Muster gibt, ohne die kein online möglich wäre. Die eine Seite ist die Möglichkeit der anderen. Daraus folgt mitunter, dass früher niemand offline sein konnte, weil auch niemand online sein konnte. Und es heißt überdies, dass die mit dieser Vorstellung fest verknüpfte Suggestion von zwei getrennten Welten – nämlich offline und online oder unglaublicher: real und virtuell – irreführend ist, weil sie allenfalls Erziehungskonflikte und Kulturkritik befeuert.

Das zweite Hindernis für ein Verständnis dieser Unterscheidung und ihrer Konsequenzen für die Gesellschaft und ihre Beobachter ist ihr bisher ausschließlicher Bezug auf Individuen. Solange es darum geht, die Frage zu beantworten, ob einzelne Personen online oder offline sind, ob sie einen Zugang zum Netz haben oder nicht, bleibt es bei der Illusion, dass es letztlich möglich ist, dies tatsächlich entscheiden zu können. Das verändert sich, wenn die Referenz auf Gesellschaft umgestellt wird: Dann fällt nämlich auf, dass Individuen immer in soziale Verhältnisse eingebettet sind. Es geht folglich nicht um einzelne Personen, sondern um Situationen – das heißt um Netzwerke, in die wir laufend mit materiellen Objekten und mit anderen Lebewesen verstrickt sind. Netzwerke können problemlos zugleich online und offline sein, denn sie sind verteilt und selbstähnlich strukturiert. Gerade an soziotechnischen Arrangements wie Organisationen

lässt sich das gut studieren. Online und offline lassen sich dann zwar noch immer unterscheiden, aber nicht voneinander trennen. Sie sind unentwerrbar ineinander verschränkt. Netzwerke haben ihre Besonderheit gerade darin, dass sie heterogene Zustände, Ereignisse und Objekte verknüpfen.

Verlangsamung

Die Gesellschaft hat sich in ihrer Reproduktion vollkommen abhängig von solchen online/offline-Netzwerken gemacht. Deshalb mündet der bewusste Verzicht von Individuen auf die Online-Seite mithin rasch in einen Verdacht. Allerdings sind menschliche Individuen auch nicht zwingend erforderlich. Das sogenannte Internet der Dinge, also die Ausstattung von alltäglichen Objekten (von Autos bis Kugelschreibern) mit IP-Adressen und entsprechenden Modulen für die Erzeugung und Verarbeitung von drahtlosen Signalen, die sie direkt untereinander vernetzen, ist nur ein besonders auffälliges Beispiel dafür, dass es ohne menschliche Mittler geht. In diesem Zusammenhang wird auch daran geforscht, sensorische Daten von Artefakten direkt in cloudbasierte Applikationen zu laden und algorithmisch auszuwerten, um von dort aus dann entsprechende Aktoren der vernetzten Dinge anzusteuern und zu koordinieren. Das geschieht zum Beispiel zur Verkehrssteuerung oder bei Smart Homes. In einer solchen Welt wird offline nicht nur zu einem Verdacht, sondern zu einer Diagnose – zu einer Diagnose von Motiven und technischen Unzulänglichkeiten. Eine dauerhafte Entkopplung ist nur noch über die Konstruktion von Aussteiger-Figuren möglich und führt deshalb ins Leere.

Darin jetzt beängstigende Kontrollverluste zu erblicken, führt ebenfalls nicht weiter. Abhängigkeiten zu erkennen, ist Bedingung der Möglichkeit für die Entdeckung von Unabhängigkeiten. Deshalb ist es ratsam, Einschätzungen und korrespondierende Entscheidungen auf Grundlage einer theoretisch produzierbaren Verlangsamung vorzunehmen. Aufschalten und Abschalten als momenthafte Ereignisse und nicht als Zustände mit einer gewissen Dauer zu verstehen, ist ein wichtiger Schritt. Ein weiterer Schritt ist eine Umstellung der Perspektive von einzelnen Individuen auf die Gesellschaft und ihre heterogenen Netzwerke. Wir müssen längst nicht mehr bewusst online oder offline sein: Unsere Offline-Welten sind längst online. Aber deswegen sind sie eben nicht weniger offline, nicht weniger romantisch und bestimmt nicht weniger real.

Athanasios Karafillidis

studierte Sozialwissenschaften und arbeitet augenblicklich am Institut für Soziologie der RWTH Aachen an Grundlagen und Anwendungen einer soziologischen Formtheorie. Er hat ein besonderes Interesse an Netzwerken, Organisationen, Management, Grenzen und Systemen.
